

Untervazer Burgenverein Untervaz

Texte zur Dorfgeschichte von Untervaz



2024

Mundart-Karten der Schweiz

Email: dorfgeschichte@burgenverein-untervaz.ch. Weitere Texte zur Dorfgeschichte sind im Internet unter <http://www.burgenverein-untervaz.ch/dorfgeschichte> erhältlich. Beilagen der Jahresberichte „Anno Domini“ unter <http://www.burgenverein-untervaz.ch/annodomini>.



WENN AMBIXLI VOM BONGGI DEN HIXI KRIEGEN

**Nix verstanden? Dann nehmen Sie sich doch kurz Zeit für einen
genauen Blick in die Mundart-Karten auf den folgenden Seiten. Und
erliegen Sie dem Charme der Deutschschweizer Dialekte.**

— Text Hans-Martin Bürki-Spycher Illustrationen Xenia Fink

Gerne erinnere ich mich an meine Kindheit, als es nur so wimmelte von Pfyfauteure auf den Blumenmatten. Wo sind sie nur geblieben? Sowohl draussen in der Natur wie auch in meinem persönlichen Wortschatz sind sie am Verschwinden. Ich ertappe mich, wie ich «Schmetterling» sage, anstatt das berndeutsche Wort «Pfyfauter» zu benutzen, ebenso «Wiese» statt «Matte».

Die Sprache ist im Wandel, das war schon immer so. Unsere Eltern benutzten andere Wörter, als wir es tun, entsprechend haben auch unsere Kinder ein eigenes Vokabular. So klein unser Land auf der Weltkarte erscheint, so vielfältig ist seine Sprachlandschaft. Das zeigen sehr anschaulich die Wortverbreitungskarten auf den

folgenden Seiten. Sie stammen aus dem «Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz» (siehe Hinweis Seite 26).

Die Karten basieren auf gross angelegten Umfragen, die von 1939 bis 1958 an insgesamt 565 Orten durchgeführt wurden. In der Zwischenzeit hat sich der Wortschatz weiter gewandelt. Alte Bräuche wie der Kiltgang – das reglementierte Werben junger Männer um die Gunst eines heiratsfähigen Mädchens – brauchen keinen Namen mehr. Etliche landwirtschaftliche Geräte sind nur noch Zeugen vergangener Lebenswelten. So etwa das Rückentraggefäss für den Milchtrans-

port, das, je nach Region, Bränte, Tutel, Tause, Butte oder Chüpli genannt wurde.

Neue Dinge halten Einzug in unseren Alltag und mit ihnen auch die Begriffe. Gross ist die Vielfalt an Neuheiten aus der Technik: Computer, Laptop, Handy, Meeting oder Homeoffice – um nur ein paar wenige zu nennen. Sprachpuristen mögen die Nase rümpfen und monieren, unsere Sprache werde mit englischen Begriffen überhäuft. Doch Sprache ist etwas Lebendiges, und die Menschen bedienen sich seit je bei anderen Sprachen. Unsere Vor-

*Laptop, Handy, Homeoffice – des
Englischen zu viel? Die Menschen haben
sich stets bei Fremdsprachen bedient.*

fahren übernahmen von den Römern lateinische Begriffe wie Keller (cella), Mauer (murus), Fenster (fenestra). Der im Bernbiet beliebte «Tschäppu» (Hut) stammt vom französischen «chapeau». Und in Uri und Obwalden heisst das Frühstück «Kaltatzä», vom italienischen «colazione».

Hochdeutsch – ein Kunstprodukt

Doch was ist das Typische am Schweizerdeutschen? Es gibt so viele unterschiedliche Deutschschweizer Dialekte – eine Gemeinsamkeit zu finden, scheint schwierig.

«Die Dialekte der Deutschschweiz werden zu den alemannischen Dialekten

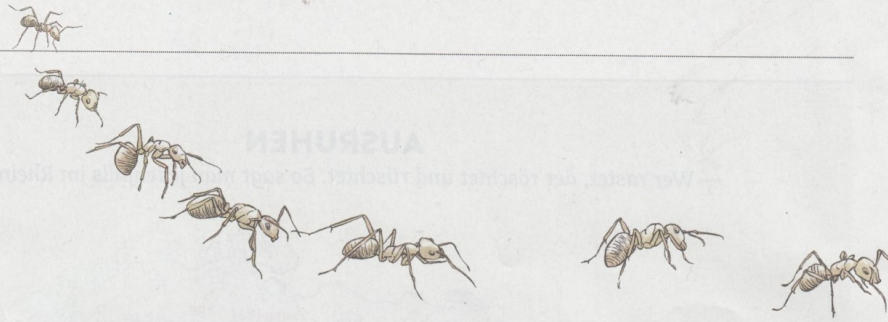
gezählt», sagt Helen Christen, Sprachwissenschaftlerin und emeritierte Professorin der Universität Freiburg. Die alemannischen Dialekte zeichnen sich unter anderem dadurch aus, dass bestimmte einfache Vokale erhalten geblieben sind und sich nicht zu Zwielaute gewandelt haben: «Haus» beispielsweise wird als «Huus» oder «Hüüs» ausgesprochen, «Leute» als «Lüüt» oder «Liit».

Nebst den schweizerdeutschen gibt es alemannische Dialekte auch im Elsass, in Südbaden, in Liechtenstein und im österreichischen Vorarlberg.

Bis ins Mittelalter sprachen die Menschen im gesamten deutschsprachigen Raum Dialekt. Ab dem 16. Jahrhundert strebten die Gelehrten eine einheitliche deutsche Schriftsprache an,

das Hochdeutsche, das im Sinne einer über den Dialekten stehenden gemeinsamen und dadurch höher bewerteten Sprachform verstanden wurde. Um 1800 entsprach auch in der Schweiz das geschriebene Deutsch in etwa diesem Standard.

Die schriftliche Hochsprache wurde in Deutschland zunehmend auch gesprochen, zuerst im Norden und dann immer weiter auch südwärts. Diese Neuerung dräng nicht bis in die Schweiz vor. Hier hielten die Menschen weiterhin an ihren Dialekten als gesprochener Sprachform fest – nicht umsonst nennen wir unsere Dialekte auch Mundart.



Zur Zeit des Zweiten Weltkrieges wurde hierzulande gar darüber diskutiert, ob im Rahmen der Geistigen Landesverteidigung statt Hochdeutsch ein noch zu erfindendes Gemein-Schweizerdeutsch als Schriftsprache eingeführt werden sollte. Damit wir uns auch sprachlich von Deutschland deutlich abgrenzen. Der Plan wurde wieder fallen gelassen, da er sich als zu kompliziert erwies.

Wir benutzen heute nach wie vor das Hochdeutsche als Schriftsprache, wobei es einige kleine sprachliche Differenzen zu Deutschland und Österreich gibt, die als Helvetismen bezeichnet werden, wie etwa «parkieren» statt «parken» oder «der Viertel» statt «das Viertel».

Im Alltag dagegen reden wir meistens Mundart. Hochdeutsch wird nur in bestimmten Situationen gesprochen, etwa in der Schule, bei Vorträgen, in Nachrichtensendungen und im Bundeshaus. Die Dialekte sind überaus beliebt, zunehmend werden auch Kartengrüsse, SMS, Chats und Einträge auf Internetplattformen auf Mundart geschrieben.

Eine exakte Anzahl der existierenden schweizerdeutschen Dialekte zu nennen, ist nicht möglich. Allein im Kanton Uri gibt es mindestens sechs Hauptvarianten (siehe Interview Seite 32), im Kanton Bern mindestens fünf und im Kanton Aargau vier, wobei es oft schon von einem Dorf zum nächsten feine Unterschiede gibt. Für das Anfangsstück des Brotes zählt der Sprachatlas 141 Wörter auf, von Aabiis über Butti, Deggeli, Fux, Gibel, Huppi, Mänggel, Mürgu, Mutsch und Poppeli bis hin zu Scheerbli, Totsch und Zopfe.

Kein Wunder, dass nicht alle Menschen hierzulande einander zu hundert Prozent verstehen. Bei Unsicherheiten ist Nachfragen erlaubt oder gar erwünscht: Ein Aha-Erlebnis ist garantiert, manch-

mal gibt es ein herzhaftes Lachen nach einem Missverständnis, schliesslich hat man nie ausgelernt.

Zuweilen kann es Verwirrung stiften, wenn ein Wort zwar überall verwendet wird, aber mit einer jeweils anderen Bedeutung. So ist «brüele» in gewissen Regionen das gängige Wort für «weinen», während andere darunter «laut schreien» verstehen. Die Mehrfachbedeutung von Dialektwörtern wird uns auf der Redaktion der «Schweizer Familie» jeweils wieder bewusst, wenn es zu einem Kurztex in unserer Rubrik «Mundart» entsprechende Leserbriefe gibt, wie etwa zum Wort «Fidibus» oder zu «gänggele».

«Viele Menschen bezeichnen heute Schweizerdeutsch – und nicht Deutsch – als ihre Muttersprache.»

Helen Christen, Sprachwissenschaftlerin

Neben den Sprachgrenzen zur Romandie, zum Tessin und zum rätoromanischen Graubünden gibt es auch in der Deutschschweiz eine unsichtbare Grenze, die in der Volkskunde als Brünig-Napf-Reuss-Linie bekannt ist. Es handelt sich dabei um eine alte Kulturgrenze, die sich noch heute in verschiedenen Lebensbereichen zeigt: Westlich und östlich dieser Linie wird mit unterschiedlichen Jasskarten gespielt, im Westen hält man Fleckvieh, im Osten Braunvieh. Auch sprachlich zeigt sich ein Unterschied. So gibt es im Osten beim Konjugieren nur eine Mehrzahlform: mir/ir/si mached, während es im Westen zwei Formen gibt: mir mache, (d)ir mached, si mache.

Auffallend ist auch, wie fremde Personen unterschiedlich angesprochen werden. Früher gab es nur ein Anredepronomen für eine Einzelperson, nämlich «du». Wollten sie besonders höflich sein, verwend-

ten die Menschen ab dem 10. Jahrhundert die Anrede «Ihr» und ab dem 16. Jahrhundert «Sie». Die Höflichkeitsform «Sie» schaffte es nur bis in die Ostschweiz. Im Westen blieb man bei «Ihr» oder «Diir». Bis heute. Vor einigen Wochen erhitze eine Diskussion die Gemüter, nachdem in einem Berner Oberländer Restaurant das Servicepersonal die Gäste auf einmal – entgegen den lokalsprachlichen Gepflogenheiten – mit «Sie» hätte ansprechen sollen. Die Empörung war gross.

Das Aussterben der Dialekte scheint in weiter Ferne zu sein. Schon vor rund 150 Jahren, als das Eisenbahnzeitalter begann, fürchtete man, das Hochdeutsche

könnte die Mundart verdrängen. Was bis heute nicht passiert ist. «Viele Menschen bezeichnen heute Schweizerdeutsch – und nicht Deutsch – als ihre Muttersprache», sagt die Sprachforscherin Helen Christen, «und das

spricht nicht für eine Verdrängung des Dialekts, sondern, im Gegenteil, für den Dialekt als Identifikationssprache.»

Der Dialekt ist das Erbe unserer Vorfahren und Ausdruck unserer Identität. Pflegen wir also weiterhin unsere Mundart. Wir dürfen ruhig ein bisschen stolz auf sie sein – imfau!

Apropos «imfau»: Zur Mundart meldet sich auf Seite 82 – wen wundert? – auch das Frölein Da Capo zu Wort.



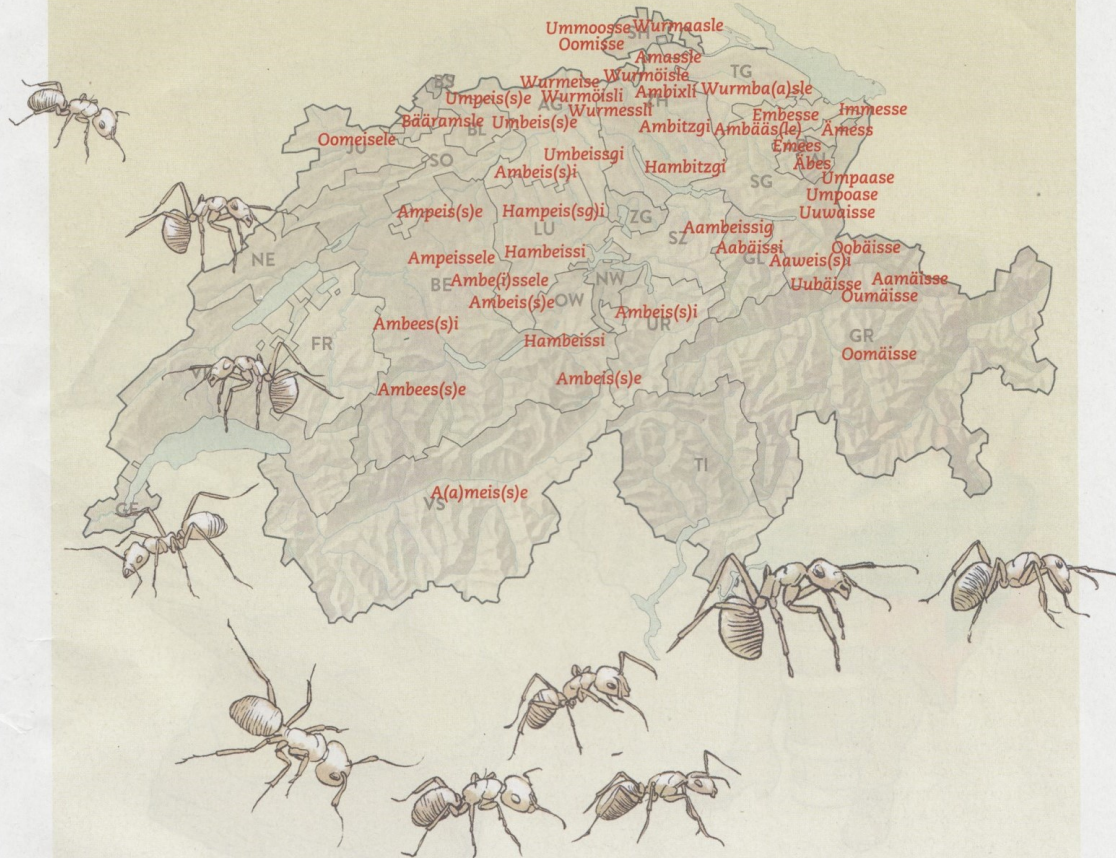
VOLL DIALEKTAL

Die leicht veränderten Karten stammen aus folgendem Buch: «Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz», Huber, 48 Fr. sprachatlas.ch

Das Orakel weiss, woher Sie kommen. Machen Sie den Online-Dialekt-Test: tinyurl.com/Dialekt-testen

AMEISE

— So ein kleines Lebewesen – und so viele verschiedene Namen! —



Alle Dialektbezeichnungen für Ameise lassen sich vom althochdeutschen «a-meiza» herleiten, was so viel bedeutet wie «weschneiden». Wie aber das Tierchen zu dieser Bezeichnung kam, ist nicht klar. Entweder bezieht sie sich auf den ein-

gekerbten Insektenkörper oder darauf, dass einige Ameisen Blätter abschneiden, wie der Sprachwissenschaftler Andreas Lötscher im «Sprachatlas» schreibt. Über die Deutschschweiz verteilt gibt es viele Namensvarianten für die Ameise. Das lange «A-» der ersten Silbe wurde etwa zu «Oo-», das Tierchen entspre-

Was das Insekt mit einem Wurm zu tun haben soll, ist für die Sprachforschung ein Rätsel.

chend zur Oomäisse oder Oomeisele. Wird nach dem m ein b oder p eingesetzt, heisst das Insekt Ambeissi oder Hampeissi. Die als sinnlos empfundene Vorsilbe «Oom-» oder «Um-» wurde in der Nordschweiz durch «Wurm» ersetzt, was zwar auch keinen Sinn ergibt, ausser dass der Wurm und

die Ameise am Boden umherkriechen oder -krabbeln. Die Varianten lauten: Wurmöisli oder Wurmbaasle. Im Kanton Zürich ist das zweite Element «-beissi» mit Wörtern wie «Bitzgi» oder «Bixi» assoziiert worden, was zu Ambitzgi, Ambixli oder auch Hambitzgi geführt hat.



BUTTER

— Pass auf, Buttermeitli, die Neuzeit nimmt dir bald den Anke vom Brot! —



Ursprünglich waren der Ausdruck *Anke* sowie die Varianten *Angge*, *Aichu* oder *Aahe* über die ganze Deutschschweiz verbreitet. Diese Bezeichnung stammt vom Althochdeutschen «*anko*», einem ursprünglich alten indogermanischen Wort mit der Bedeutung Salbe oder Schmiere.

In der Ostschweiz wird die Bezeichnung *Schmaalz* verwendet. Es handelt sich dabei um eine Ableitung des Verbs «*schmelzen*». Als Grundbedeutung von «*Schmalz*» ist deshalb «*ausgelassenes Fett*» anzunehmen. Der in Obersaxen GR verzeichnete Ausdruck *Britschi* ist eine Verkleinerungsform zu «*Bruut*», also

Wie eine Produktverpackung unsere Sprache beeinflusst hat.

«*Braut*». Als «*Bruut*» werden auch ein Butterballen und ein Butterbrot bezeichnet. Eine aktuelle Umfrage zeigt, dass sich das hochdeutsche «*Butter*» im Vergleich zur oben stehenden Karte weit ausgebreitet hat und nun fast in der ganzen Deutschschweiz verwendet wird. Wie Umfragen zeigten, benützen

viele Leute den Ausdruck *Butter* häufig in Geschäften. Neben anderen Gründen könne also die Produktbezeichnung auf der Verpackung dazu führen, dass ein hochdeutsches Wort in den Mundartwortschatz übernommen wird, mutmasset der Sprachwissenschaftler Matthias Friedli im «*Sprachatlas*».

BONBON

— Süsse Naschereien haben es immer geschafft, den Volksmund zu animieren —



**Mal hat
der Rohstoff
der Leckerei
ihren Namen
gegeben,
mal war es
die äussere
Form.**

Es gibt fast so viele Bezeichnungen für das Bonbon, wie es Sorten davon gibt. Das ist natürlich übertrieben, aber die Begriffsvielfalt ist gross. Einige Wörter wie Zuckerstei oder Zuckerli beziehen sich auf den Grundstoff des Bonbons, den Zucker. Dieses Wort

stammt übrigens vom arabischen «sukkar». Andere Namen für das Bonbon beziehen sich auf dessen Form, so etwa Täfeli nach der in Stücke geschnittenen tafelförmigen Zuckermasse, wie Helen Christen im «Sprachatlas» schreibt. Ebenso Chügel, Bolle oder Bönneli. Das Möckli

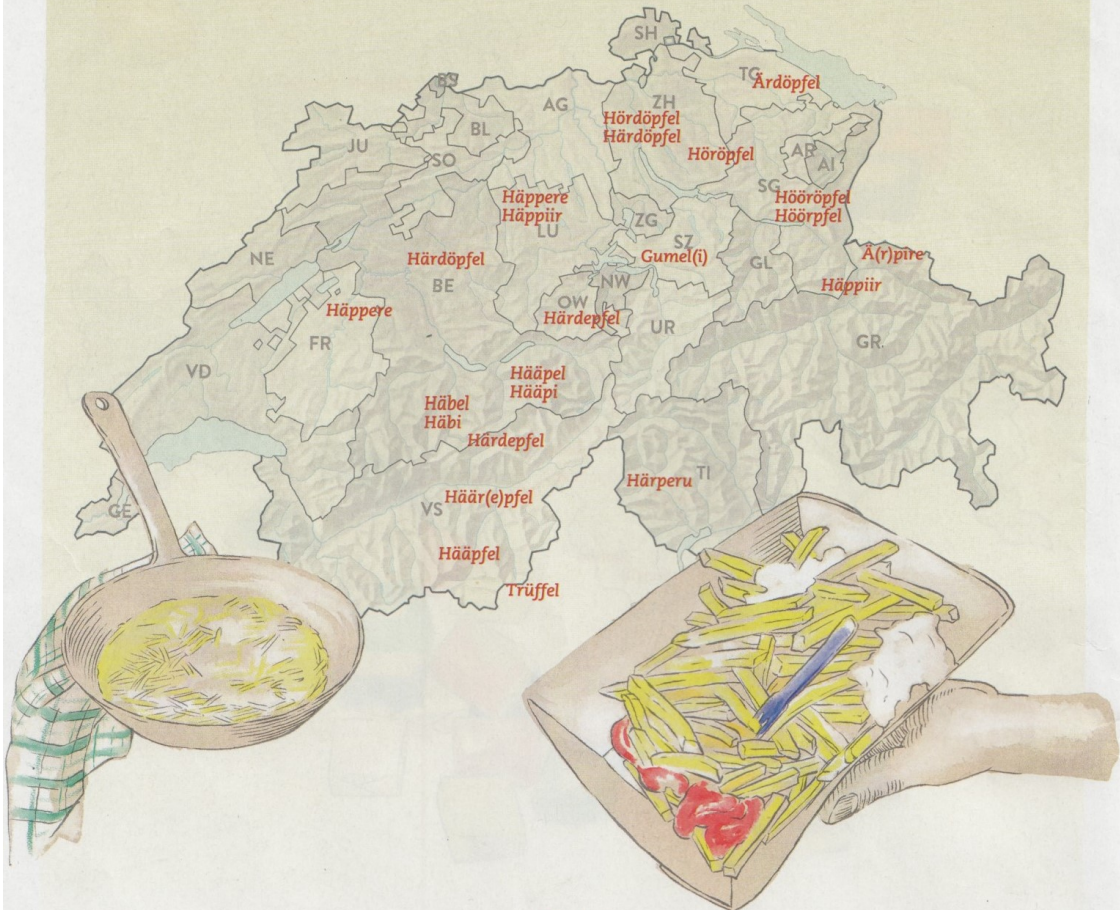
scheint ein kleiner Brocken zu sein, während der Zuckerstei an eine Süsse erinnert, die durch Abschlagen vom Zuckerhut, einer in früherer Zeit gebräuchlichen Handelsform des Zuckers, zustande kam. Bei den Bezeichnungen Tröps, Tröpsli und Tröpsi ist ungeklärt,

ob sie aus dem Englischen «drops» für «Tropfen» entlehnt wurden. Im Zältli steckt das althochdeutsche «zelto», «flacher Kuchen». Guuzi und Guuzli verraten, dass es sich dabei um etwas Feines handelt, genauso wie das französische Wort «bonbon».



KARTOFFEL

— Für einmal ist es erlaubt, Äpfel mit Birnen zu vergleichen —



Bereits im Althochdeutschen – also noch bevor Kolumbus Amerika und damit die Heimat der Kartoffel entdeckte – gab es die Bezeichnung «erdapful». Sie wurde für die verschiedensten am oder im Boden wachsenden Früchte und Wurzeln verwendet und dann mit der

Einführung der Kartoffel auf diese übertragen. Der Weg zum Wort *Härdöpfel* war nicht weit. In einigen weit voneinander entfernten Gebieten erfolgte die Bezeichnung nicht mit dem Apfel als Vorbild, sondern mit der Birne: Im Freiburgischen oder in Graubünden werden Kartoffeln *Häppiir*, *Häppere* oder

Den «Erdapfel» kannte die Mundart schon, lange bevor ihn Kolumbus nach Europa brachte.

Ä(r)pire genannt. Möglicherweise deutet die Bezeichnung mit Birne oder mit Apfel auf unterschiedliche Kartoffelsorten hin. Die Germanistin Elvira Glaser mutmasst im «Sprachatlas» sogar, dass mit *Häppere* und verwandten Namen ursprünglich auch birnenförmige Süsskartoffeln gemeint gewesen sein könn-

ten. Ungeklärt ist die Herkunft des besonders im Kanton Schwyz beliebten *Gumel* (oder *Gumeli*). Das hochdeutsche Wort «Kartoffel» wiederum geht auf das italienische «tartufo» für Trüffel zurück. Kartoffeln und Trüffeln sind beides Knollen, die man aus der Erde ausgräbt.

SPRACHFORSCHER FELIX ASCHWANDEN «DER «KNORRLI» BIN ICH»

Ein 1000-Seiten-Wälzer mit 50 000 Mundartwörtern – für einen Kanton mit nicht mal 40 000 Einwohnern? Im Fall von Uri mehr als gerechtfertigt, weiss Verfasser Felix Aschwanden. Und erklärt, warum Übernamen darin eine Sonderrolle spielen.

Herr Aschwanden, im «Neuen Urner Mundart Wörterbuch» steht auf Seite 484 beim Begriff «Knorrlı»: 1.) Werbefigur, 2.) Übername. Es folgt ein Beispielsatz mit einer Lehrperson. Welche Lehrperson ist denn da gemeint?

Ich gebe es zu: Das bin ich. Unter diesem Übernamen bin ich kantonsweit bekannt. Ich nehme es mit Humor. Zum Übernamen Knorrlı bin ich am Kollegium Altdorf gekommen, wo ich fast 40 Jahre lang unterrichtet habe.

Warum spielen Übernamen im Kanton Uri eine grosse Rolle?

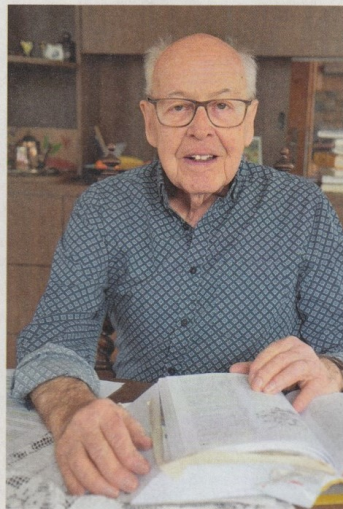
Viele Leute haben den gleichen Nachnamen, so etwa Arnold oder Gislser. Da braucht es natürlich schon zusätzliche Bezeichnungen, um zu wissen, welcher Arnold oder welcher Gislser denn jetzt gemeint sei.

Was unterscheidet den Urner Dialekt von allen anderen Schweizer Dialekten?

Also den einen Urner Dialekt gibt es nicht. Wir haben in unserem Kanton mindestens sechs unterschiedliche Varianten. Sisikon etwa hat schwyzerischen Einfluss, und Seelisberg ist von Nidwalden her geprägt. Die Übergänge sind fliessend, wie überall. Im Reusstal sagt man «lääse» und im Schächental «läse».

Wie sind Sie zu den rund 50 000 Schlagwörtern für Ihr Wörterbuch gekommen?

Ich habe meine Gewährsleute – über das ganze Kan-



Der ehemalige Gymnasiallehrer und leidenschaftliche Sprachforscher Felix Aschwanden, 85, aus Altdorf UR ist Herausgeber des legendären, über 1000 Seiten dicken Werks «Neues Urner Mundart Wörterbuch».

«Ich besuchte die Menschen gern bei schlechtem Wetter, denn dann hatten sie Zeit.»

tonsgebiet verstreut. Und ich habe selber viel Feldforschung betrieben, ging zu den Menschen, vorzugsweise bei schlechtem Wetter, denn dann hatten sie Zeit. Ich setzte mich an den Stubentisch und erfuhr, wie in der Familie geredet wird. Das war hochinteressant.

So kamen Sie zu Wörtern wie «Tägaff». Was genau ist damit gemeint?

Nebst Teigwaren ist damit ein Mensch gemeint, ein Töpel, eine vorwitzige Person.

Und was hat es mit dem «Wirgtiifel» auf sich?

«Wirgä» steht einerseits für würgen, jemandem die Kehle

zudrücken. Und andererseits steht es für unanständig essen, schlingen. Ein Wirgtiifel ist demnach eine Person, die unverschämt viel isst. «Wirgäli» dagegen ist die scherzhafte Bezeichnung für ein Kind mit überdurchschnittlich grossem Appetit.

Wenn wir schon bei Schimpfwörtern sind: Während Ihrer Arbeit am Wörterbuch soll ein Pfarrer Sie besorgt gefragt haben, ob denn «diä wiaschtä Werter öi dinnä» seien.

Ja, das ist richtig. Ich erklärte ihm, dass halt auch die wüsten Wörter ins Vo-

kabular gehören, ob er das jetzt wolle oder nicht. Das ist in Gottes Namen so: Erfunden habe ich die Wörter ja nicht. Die sind gegeben, die bringt man nicht raus, auch nicht mit Beichten. **Konnte der Urner Dialekt so lange bewahrt werden, weil der Kanton Uri gut abgeschottet ist, durch Gotthard und Vierwaldstättersee?**

So abgeschottet sind wir gar nicht. Durch die Pässe gibt es eine lange Geschichte von Handelsbeziehungen. Das hat dazu geführt, dass etwa der Reusstaler Dialekt sich rascher entwickelte als die Schächentaler Mundart. Die Reusstaler sind mit Durchreisenden in Kontakt gekommen, und da hat natürlich einiges abgefärbt. **Machen Sie sich Sorgen, dass durch die zunehmende Mobilität der Urner Dialekt aussterben wird?**

Nein. Wir waren schon immer verbunden mit der weiten Welt und haben unsere Sprache bewahrt. Natürlich wandelt sie sich. Nehmen wir das Beispiel Andermatt. Um 1900 gab es dort einen Ansturm von Engländern. Aus dieser Zeit sind einzelne englische Wörter hängen geblieben. So etwa «well» für «gut». Ich warte gespannt auf den Tag, an dem das erste arabische Wort übernommen wird.

Interview:
Hans-Martin Bürki-Spycher

Felix Aschwandens «Neues Urner Mundart Wörterbuch» ist leider vergriffen.

PFÜTZE

— Egal ob Glungge oder Südere: Wenns spritzt, werden wir alle nass —



**Neuere
Umfragen
zeigen:
Die Pfütze
breitet
sich immer
weiter
aus.**

Die hochdeutsche Bezeichnung «Pfütze» stammt vom lateinischen «puteus», «Grube mit schmutzigem Wasser». Im Schweizerdeutschen lebt «puteus» in Formen wie Bütze oder Butzle fort. Lache bedeutete ursprünglich «sumpfiges Gelände, Tümpel» und

war früher ein allgemein verbreitetes Wort; davon zeugen noch viele Flurnamen und Ortsnamen wie Lachen am oberen Zürichsee und in Appenzell Ausserrhoden. Der Ausdruck Gülle oder Gille bedeutete ursprünglich ebenfalls «Sumpf, Tümpel, schmutziges Gewässer». Gump(e) wiederum dürfte aus

dem keltoromanischen Wort «cumba» entstanden sein, das «Bodensenke, Tümpel» bedeutet. Auch die Ausdrücke Gunte und das basellandschaftliche Gumpi gehören zu dieser Wortgruppe. Das Wort Glungge wird lautmalerisch mit dem Verb «glungge» mit der Bedeutung «hohl gurgelnd plät-

schern» in Verbindung gebracht. Ausdrücke wie Südere und Guudle stammen von den Verben «südere» und «gudle», die geräuschvolles Umgehen mit Wasser bezeichnen. Neuere Umfragen zeigen, dass «Pfütze» heute häufiger verwendet wird, dies auf Kosten der traditionellen Ausdrücke.

SCHAUKELN AUF DER SEILSCHAUKEL

— Für die einen gehts (rein sprachlich) auf und ab, für die andern hin und her —



Hier ist
 unschwer
 zu hören,
 wie der
 gleichförmige
 Schaukel-
 Rhythmus
 mit-
 schwingt.

Schaukeln kann man auf der Balken- oder auf der Seilschaukel. Die beiden Arten werden in der Regel durch unterschiedliche Verben ausgedrückt, wie etwa *riitiseile* (Seilschaukel) und *gigampfe* (Balkenschaukel). An einigen Orten bezeichnen die

Menschen beide Bewegungen mit dem gleichen Verb. Das Grundverb «riite» («reiten») kann alle Fortbewegungen meinen, die nicht auf den eigenen Füßen erfolgen, so auch das Mitfahren im Auto und eben das Schaukeln. *Plampe* bedeutet «herabhängen, baumeln». Die

häufig verwendeten Vorsilben sollen die rhythmischen Bewegungen betonen: *gigampfe*, *giireite*, *gigeize*. Wir kennen das auch von Ausdrücken wie «zickzack» oder «bimbam», wie der Sprachwissenschaftler Walter Haas im «Sprachatlas» erklärt. Hinter der Wortgruppe *ggeiggu*, *ggeite*, *ggeitju* steht

das Verb «giige» (für «hin- und herbewegen»), so wie die Geigenpielerin den Geigenbogen hin- und herbewegt. Der Wortgruppe *gampe*, *gampfe* dagegen liegt das Verb «gampe» zugrunde (mit der Bedeutung «auf und ab bewegen»). ■